

Oscar Wilde
Die besten Geschichten

OSCAR WILDE

Die besten Geschichten

Aus dem Englischen
von Rudolf Lothar und Frieda Uhl

Herausgegeben von Kim Landgraf

Anaconda



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2015, 2021 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotive: shutterstock/hoverfly (Hintergrund). – shutterstock/Voropaev Vasily (Schwalbe)

Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de

Satz und Layout: Andreas Paqué, www.paque.de

Druck und Bindung: CPI Books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7306-0239-3

www.anacondaverlag.de

INHALT

DER GLÜCKLICHE PRINZ

(übersetzt von Rudolf Lothar)

Der glückliche Prinz	7
Die Nachtigall und die Rose	19
Der selbstsüchtige Riese	26
Der treue Freund	32
Die besondere Rakete	46

DAS GRANATAPFELHAUS

(übersetzt von Frieda Uhl)

Der junge König	61
Der Geburtstag der Infantin	78
Der Fischer und seine Seele	102
Das Sternenkind	145

LORD ARTHUR SAVILES VERBRECHEN

(übersetzt von Frieda Uhl)

Lord Arthur Saviles Verbrechen	166
Das Gespenst von Canterville	210
Die Sphinx ohne Geheimnis	248
Der Modellmillionär	255
Das Bildnis des Herrn W. H.	262

GEDICHTE IN PROSA

(übersetzt von Rudolf Lothar)

Der Künstler	303
Der Wohltäter	304
Der Schüler	305
Der Meister	306
Das Haus des Gerichts	307
Der Lehrer der Weisheit	309

Editorische Notiz	316
-----------------------------	-----

DER GLÜCKLICHE PRINZ UND ANDERE MÄRCHEN

DER GLÜCKLICHE PRINZ

Hoch über der Stadt stand auf einer hohen Säule die Statue des glücklichen Prinzen. Sie war über und über mit dünnen Blättchen von feinem Gold vergoldet, zwei glänzende Saphire hatte sie als Augen, und ein großer, roter Rubin glühte am Schwertknauf.

Er wurde wirklich viel bewundert.

»Er ist so schön wie ein Wetterhahn«, bemerkte einer der Stadträte, dem viel daran lag, als Kenner in Kunstdingen zu gelten. »Wenn auch nicht ganz so nützlich«, fügte er hinzu, aus Furcht, man könnte ihn für unpraktisch halten, was er wirklich und wahrhaftig nicht war.

»Warum nimmst du dir kein Beispiel an dem glücklichen Prinzen?«, fragte eine verständige Mutter ihren kleinen Buben, der weinte, weil er den Mond nicht haben konnte. »Dem glücklichen Prinzen fällt es nicht ein, zu weinen, wenn er etwas nicht kriegen kann.«

»Ich bin froh, dass es jemanden in der Welt gibt, der ganz glücklich ist«, murmelte ein enttäuschter Mann, der die wundervolle Bildsäule betrachtete.

»Er sieht just aus wie ein Engel«, sagten die Waisenkinder, die in ihren hellroten Mänteln und den reinlichen weißen Schürzen aus der Kathedrale kamen.

»Woher wisst ihr das«, sagte der Mathematikprofessor. »Da ihr nie einen Engel gesehen habt?«

»O doch, in unseren Träumen«, antworteten die Kinder; und der Mathematikprofessor runzelte die Stirn und blickte sehr finster drein, denn er hatte es nicht gern, wenn Kinder träumten.

Eines Nachts flog ein kleiner Schwälberich über die Stadt. Seine Freunde waren schon vor sechs Wochen nach Ägypten gezogen, aber er blieb zurück, denn er liebte das wunderschönste Rohr im Schilf. Zeitig im Frühjahr hatte er es erblickt, als er den Fluss hinunter flog, hinter einer dicken, gelben Motte her, und die schlanke Taille des Rohrs hatte ihm so gefallen, dass er stehen blieb, um mit ihm zu plaudern.

»Soll ich dich lieben?«, sagte der Schwälberich, der gerne geradeswegs auf sein Ziel losging, und das Rohr machte ihm eine tiefe Verbeugung. So flog er rund um das Rohr herum und berührte das Wasser mit seinen Flügeln und zeichnete silberne Kreise hinein. So machte er ihm den Hof, und das dauerte den ganzen Sommer hindurch.

»Es ist ein lächerliches Verhältnis!«, zwitscherten die anderen Schwalben. »Das Rohr hat kein Geld und viel zu viel Verwandtschaft.«

Und in der Tat war der ganze Fluss voll Schilf. Und als dann der Herbst kam, flogen alle Schwalben davon.

Als sie fortgeflogen waren, fühlte sich das Schwälbchen sehr einsam und begann seinen Minnedienst etwas langweilig zu finden. »Es plaudert sich schlecht mit ihm, und ich fürchte sehr, dass es kokett ist, denn es flirtet immer mit dem Wind.« Tatsache war, dass das Rohr, sooft der Wind blies, die graziö-

sesten Verbeugungen machte. »Ich gebe zu, dass es häuslich ist«, fuhr das Schwälbchen fort. »Aber ich liebe das Reisen, und mein Weib muss also auch das Reisen ebenfalls gern haben.«

»Willst du mit mir kommen?«, sagte das Schwälbchen endlich zu ihm; aber das Rohr schüttelte den Kopf, denn es hing zu sehr an seiner Heimat.

»Du hast deinen Scherz mit mir getrieben«, schrie das Schwälbchen. »Ich reise zu den Pyramiden. Leb wohl!« Und das Schwälbchen flog fort.

Den ganzen Tag flog es, und als die Nacht hereinbrach, kam es zur Stadt. »Wo soll ich absteigen?«, sagte es. »Ich hoffe, die Stadt hat Empfangsvorbereitungen getroffen!«

Dann sah das Schwälbchen die Statue auf der hohen Säule.

»Hier will ich absteigen!«, rief es aus. »Das ist ein schönes Plätzchen, und frische Luft gibt es hier genug.« Und es ließ sich nieder, gerade zwischen den Füßen des glücklichen Prinzen.

»Ich habe ein goldenes Schlafzimmer«, sagte das Schwälbchen leise zu sich selbst, wie es sich umsah, und es bereitete sich zum Schlafen vor. Aber gerade als es seinen Kopf unter die Flügel stecken wollte, fiel ein schwerer Wassertropfen nieder. »Wie seltsam!«, rief das Schwälbchen aus. »Am Himmel steht keine einzige Wolke, die Sterne sind ganz hell und klar und doch regnet es. Das Klima im nördlichen Europa ist wirklich schrecklich. Das Rohr liebte ja den Regen, aber das war nichts als Egoismus.«

Ein zweiter Tropfen fiel.

»Zu was ist die Bildsäule denn nütze, wenn sie nicht den Regen abhalten kann«, sagte es. »Ich schaue mich lieber nach einem guten Schornstein um!« Und das Schwälbchen beschloss, fortzufliegen.

Aber bevor es seine Flügel geöffnet hatte, fiel ein dritter Tropfen, und es blickte empor und sah – ach, was sah es?

Die Augen des glücklichen Prinzen waren voll Tränen, und die Tränen rollten nieder an den goldenen Wangen.

Und sein Gesicht war so schön im Mondlicht, dass das Schwälbchen tiefes Mitleid empfand.

»Wer bist du?«, fragte es.

»Ich bin der glückliche Prinz.«

»Warum weinst du dann?«, fragte das Schwälbchen. »Ich bin schon ganz durchnässt.«

»Als ich noch lebte und ein menschliches Herz besaß«, antwortete die Statue, »wusste ich nicht, was Tränen sind, denn ich lebte im Palast Sanssouci, dessen Schwelle die Sorge nicht betreten darf. Tagsüber spielte ich mit meinen Gefährten im Garten, und am Abend führte ich den Tanz an in der großen Halle. Rings um den Garten lief eine sehr hohe Mauer, aber ich kümmerte mich nicht darum, was hinter der Mauer lag, denn alles um mich her war eitel Schönheit. Meine Hofleute nannten mich den glücklichen Prinzen, und ich war wirklich glücklich, wenn Vergnügen Glück bedeutet. So lebte ich, und so starb ich. Und nun, da ich gestorben bin, haben sie mich hier so hoch hinaufgestellt, dass ich alle Hässlichkeit und all das Elend meiner Stadt sehen kann, und obzwar mein Herz aus Blei ist, kann ich nichts anderes tun als weinen.«

»Schau, er ist nicht durch und durch aus Gold«, sprach das Schwälbchen zu sich selbst. Aber es war doch zu höflich, um laut irgendeine persönliche Bemerkung zu machen.

»Weit von hier«, fuhr die Bildsäule mit einer tiefen, klangvollen Stimme fort, »weit von hier steht ein armes Häuschen in einer kleinen Straße. Eines der Fenster ist offen und ich kann eine Frau sehen, die an einem Tisch sitzt. Ihr Gesicht ist schmal und verhärtet, und sie hat raue, rote Hände, ganz zerstoichen von der Nadel, denn sie ist eine Näherin. Sie sticht für die lieblichste von den Ehrendamen der Königin Passionsblumen auf ein Seidengewand, das sie auf dem nächsten Hofball tragen soll. In einem Bett in einer Ecke des Zimmers liegt ihr kleiner Bub krank. Ihn schüttelt das Fie-

ber, und er möchte Apfelsinen haben. Seine Mutter aber kann ihm nichts geben als Wasser aus dem Fluss, und so weint er. Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen, willst du ihr den Rubin aus meinem Schwertgriff bringen? Meine Füße sind auf dem Piedestal festgemacht, und ich kann mich nicht bewegen.«

»Man erwartet mich in Ägypten«, sagte das Schwälbchen. »Meine Freunde fliegen den Nil auf und ab und sprechen mit den großen Lotosblumen. Bald werden sie schlafen gehen im Grab des großen Königs. Der König liegt selbst dort in einer gemalten Truhe. Er ist in gelbes Linnen gehüllt und einbalsamiert mit Spezereien. Um seinen Hals liegt eine Kette von blassem, grünem Nephrit, und seine Hände gleichen welken Blättern.«

»Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen«, sagte der Prinz. »Willst du nicht eine Nacht für mich verweilen und mein Bote sein? Der Knabe hat so großen Durst, und die Mutter ist so traurig.«

»Weißt du, ich liebe Buben nicht«, antwortete das Schwälbchen. »Als ich im letzten Sommer am Fluss wohnte, waren zwei rohe Buben dort, die Söhne des Müllers, und die warfen immer Steine nach mir. Natürlich trafen sie mich nicht. Wir Schwalben fliegen viel zu schnell, und überdies stamme ich aus einer Familie, die wegen ihrer Flinkheit berühmt ist. Trotzdem war es ein Zeichen mangelnden Respekts.«

Aber der glückliche Prinz blickte so traurig drein, dass das Schwälbchen betrübt wurde. »Es ist zwar kalt hier«, sagte es. »Aber ich will eine Nacht für dich verweilen und dein Bote sein.«

»Ich danke dir, kleine Schwalbe«, sagte der Prinz.

Und die Schwalbe pickte den großen Rubin aus dem Schwert des Prinzen und nahm den Stein in ihren Schnabel und flog damit über die Dächer der Stadt.

Sie flog am Turm der Kathedrale vorbei, wo die weißen Marmorengel stehen, sie flog vorbei am Palast und hörte Tanz und Musik. Ein schönes Mädchen kam mit dem Geliebten auf den Balkon heraus. »Wie wundervoll die Sterne sind«, sagte er zu ihr. »Und wie wundervoll ist die Macht der Liebe!«

»Ich hoffe, mein Kleid wird für den Hofball rechtzeitig fertig sein«, antwortete sie. »Ich habe Passionsblumen hineinsticken lassen, aber die Schneiderinnen sind so faul.«

Sie flog über den Fluss und sah die Laternen an den Masten der Schiffe hängen. Sie flog über das Getto und sah die alten Juden miteinander handeln und sah, wie sie Geld in kupfernen Schalen wogen. Dann kam sie zu dem armen Häuschen und schaute hinein. Der Knabe hustete fieberisch in seinem Bett, und die Mutter war vor Müdigkeit eingeschlafen. Sie hüpfte ins Zimmer und legte den großen Rubin auf den Tisch just neben den Fingerhut der Frau. Dann flog sie mit leichtem Flügelschlag um das Bett herum, und ihre Flügel fächelten die Stirne des Knaben. »Ach, die Kühle«, sagte das Kind. »Jetzt wird mir gewiss besser.« Und der Knabe sank in einen erquickenden Schlaf.

Dann flog das Schwälbchen zurück zum glücklichen Prinzen und erzählte ihm, was es getan hatte. »Es ist seltsam«, fügte es hinzu. »Aber nun ist mir ganz warm, trotzdem es so kalt ist.«

»Das kommt daher, weil du eine gute Tat getan hast«, sagte der Prinz. Und das kleine Schwälbchen begann nachzudenken, und dann schlief es ein. Denken machte es immer schläfrig.

Als der Tag anbrach, flog es zum Fluss und nahm ein Bad. »Welch ein seltsames Phänomen«, sagte der Professor der Ornithologie, der gerade über die Brücke ging. »Eine Schwalbe im Winter!« Und er schrieb darüber einen langen Bericht an das Lokalblatt. Jedermann sprach davon, aber der Bericht war so voll Gelehrsamkeit, dass niemand ihn recht verstand.

»Heute Nacht gehe ich nach Ägypten«, sagte das Schwälbchen, und es war höchst vergnügt bei dieser Aussicht. Es besuchte alle öffentlichen Monumente und saß lange Zeit auf der Spitze des Kirchturms. Wohin es kam, zwitscherten die Sperlinge und sagten zueinander: »Welch ein vornehmer Fremdling!« Das freute das Schwälbchen sehr.

Als der Mond aufging, flog es zurück zum glücklichen Prinzen. »Hast du was zu bestellen in Ägypten?«, rief es ihm zu. »Ich reise jetzt!«

»Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen«, sagte der Prinz. »Willst du nicht noch eine Nacht bei mir bleiben?«

»Man erwartet mich in Ägypten«, antwortete das Schwälbchen. »Morgen werden meine Freunde bis zum zweiten Katarakt fliegen. Dort liegt das Nilpferd im hohen Ried, und auf einem großen granitnen Thron sitzt der Gott Memnon. Die ganze Nacht blickt er zu den Sternen, und wenn der Morgenstern erscheint, stößt er einen Freudenschrei aus, und dann ist er stumm. Und zu Mittag kommen die gelben Löwen ans Wasser. Sie haben Augen wie grüne Berylle, und ihr Brüllen ist lauter als das Brüllen des Katarakts.«

»Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen«, sagte der Prinz. »Weit, weit am andern Ende der Stadt sehe ich einen jungen Mann in einer Dachstube. Er sitzt an einem Schreibtisch, der über und über mit Papieren bedeckt ist, und in einem Glas neben ihm steckt ein Strauß verwelkter Veilchen. Sein Haar ist braun und lockig, und seine Lippen sind rot wie ein Granatapfel, und er hat große, verträumte Augen. Er versucht, an einem Stück für den Theaterdirektor zu arbeiten, aber er kann vor Kälte nicht mehr schreiben. Im Kamin ist kein Feuer, und der Hunger hat ihn schwach gemacht.«

»Ich will noch eine Nacht für dich verweilen«, sagte das Schwälbchen, das wirklich ein gutes Herz hatte. »Soll ich ihm auch einen Rubin bringen?«

»Ach, ich habe keinen Rubin mehr«, sagte der Prinz, »meine Augen sind alles, was ich noch habe. Sie sind aus kostbaren Saphiren gemacht, die man vor vielen Tausend Jahren aus Indien gebracht hat. Picke eines meiner Augen aus und bringe es ihm. Er wird es zu einem Juwelier tragen und sich Nahrung und Holz dafür kaufen und sein Stück vollenden.«

»Teurer Prinz«, sagte das Schwälbchen. »Das kann ich nicht tun!« Und es begann zu weinen.

»Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen«, sagte der Prinz. »Tu, wie ich dir befehle.«

Da pickte das Schwälbchen dem Prinzen das Auge aus und flog damit zur Dachkammer des Studenten. Es war leicht hineinzukommen, denn im Dache war ein Loch. Durch dieses Loch schoss es herein und kam so ins Zimmer. Der junge Mann hatte seinen Kopf in den Händen vergraben, und so hörte er nicht das Flattern der Flügel, und als er auf sah, fand er den schönen Saphir auf den verwelkten Veilchen.

»Man beginnt mich zu schätzen«, rief er aus. »Dieser Stein kommt von irgendeinem meiner Bewunderer. Nun kann ich mein Stück vollenden!« Und er blickte ganz glücklich drein.

Am nächsten Tage flog das Schwälbchen zum Hafen hinunter, setzte sich auf den Mast eines großen Schiffes und sah zu, wie die Matrosen große Kisten an Seilen aus dem Schiffsraum hervorholten. »Ahoi!«, schrien sie, sooft eine Kiste hervorkam. »Ich reise nach Ägypten«, rief das Schwälbchen, aber niemand kümmerte sich darum, und als der Mond aufging, flog es zurück zu dem glücklichen Prinzen.

»Ich komme, um dir Lebewohl zu sagen«, rief es ihm zu.

»Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen, willst du nicht noch eine Nacht bei mir bleiben?«

»Es ist Winter«, antwortete das Schwälbchen. »Und der kalte Schnee wird bald da sein. In Ägypten ist die Sonne warm und die Palmbäume sind grün, und die Krokodile liegen im Schlamm und blicken faul um sich. Meine Genossen

bauen sich ein Nest im Tempel von Baalbek, und rote und weiße Tauben schauen zu und gurren. Mein teurer Prinz, ich muss dich verlassen, aber ich werde dich nie vergessen, und im nächsten Frühjahr bringe ich dir zwei schöne Juwelen mit anstelle derer, die du weggegeben hast. Der Rubin wird röter sein als eine rote Rose, und der Saphir wird so blau sein wie das weite Meer.«

»Unten auf dem Platz«, sagte der glückliche Prinz, »steht ein kleines Zündholzmädchen. Sie hat ihre Zündhölzchen in die Gosse fallen lassen, und nun sind sie alle hin. Ihr Vater wird sie schlagen, wenn sie kein Geld nach Hause bringt, und sie weint. Sie hat nicht Schuhe noch Strümpfe, und ihr kleiner Kopf ist bloß. Picke mein anderes Auge aus und gib es ihr, und ihr Vater wird sie nicht schlagen.«

»Ich will für dich noch eine Nacht verweilen«, sagte das Schwälbchen. »Aber ich kann dein anderes Auge nicht ausspicken. Dann wärest du ja ganz blind.«

»Schwälbchen, Schwälbchen, liebes Schwälbchen«, sagte der Prinz. »Tu, was ich dir befehle.«

Da pickte das Schwälbchen dem Prinzen das andere Auge aus und flog damit nieder. Es schoss an dem Zündholzmädchen vorbei und ließ das Juwel in ihre Hand fallen. »Welch ein entzückendes Stückchen Glas!«, rief das kleine Mädchen und lief lachend nach Hause.

Dann kam das Schwälbchen zurück zum Prinzen. »Nun bist du blind«, sagte es. »Und darum werde ich immer bei dir bleiben.«

»Nein, kleines Schwälbchen«, sagte der Prinz. »Du musst fort nach Ägypten.«

»Ich will immer bei dir bleiben«, sagte das Schwälbchen, und schlief zu des Prinzen Füßen.

Den ganzen nächsten Tag saß es auf des Prinzen Schulter und erzählte ihm Geschichten von all den fremden Ländern, die es gesehen hatte. Es erzählte ihm von den roten Ibissen,

die in langen Reihen an den Ufern des Nils stehen und Goldfische mit ihren Schnäbeln fangen; von der Sphinx, die so alt ist wie die Welt und in der Wüste lebt und alles weiß; von den Kaufleuten, die langsam neben den Kamelen einhergehen und Bernstein-Kügelchen durch die Finger gleiten lassen; vom König der Mondberge, der so schwarz ist wie Ebenholz und einen großen Kristall anbetet; von der großen grünen Schlange, die auf einem Palmbaum schläft und zwanzig Priester hat, die sie mit Honigkuchen füttern; und von den Pygmäen, die auf breiten flachen Blättern über einen großen See segeln und immer mit den Schmetterlingen Krieg führen.

»Liebes, kleines Schwälbchen«, sagte der Prinz. »Du erzählst mir von wunderbaren Dingen, aber wunderbarer als alles ist das Leid der Männer und Frauen. Das Mysterium des Elends ist das größte von allen. Fliege über meine Stadt, kleines Schwälbchen, und erzähle mir, was du da siehst.«

So flog denn das Schwälbchen über die große Stadt und sah, wie die Reichen glücklich waren in den schönen Häusern, indes die Bettler vor den Toren saßen. Es flog in dunkle Gässchen und sah die bleichen Gesichter hungernder Kinder, die mit verlorenem Blick die schwarze Straße hinabschauten. Unter dem Brückenbogen lagen zwei kleine Knaben, einer in des andern Arm und versuchten, sich zu wärmen. »Wir haben solchen Hunger«, sagten sie. »Ihr dürft hier nicht liegen!«, schrie der Wächter, und sie wanderten in den Regen hinaus.

Da flog das Schwälbchen zurück und erzählte dem Prinzen, was es gesehen hatte.

»Ich bin bedeckt mit feinem Gold«, sagte der Prinz. »Das musst du ablösen, Blättchen für Blättchen. Dann gib es meinen Armen. Die Lebenden glauben immer, dass Gold sie glücklich machen kann.«

Das Schwälbchen pickte Blättchen für Blättchen des feinen Goldes ab, bis der glückliche Prinz ganz stumpf und

grau aussah. Und Blättchen für Blättchen des feinen Goldes brachte das Schwälbchen den Armen, und die Gesichter der Kinder wurden rosig, und sie lachten und spielten in den Straßen und riefen: »Nun haben wir Brot!«

Dann kam der Schnee, und nach dem Schnee kam der Frost. Die Straßen sahen aus, als wären sie aus Silber gemacht, so glänzten und glitzerten sie; lange Eiszapfen hingen gleich kristallinen Dolchen von den Dachtraufen der Häuser, und die kleinen Buben trugen scharlachrote Mäntel und liefen Schlittschuh auf dem Eis. Dem armen kleinen Schwälbchen wurde kälter und kälter, aber es wollte den Prinzen nicht verlassen, es liebte ihn zu sehr. Es pickte Brotkrumen vor des Bäckers Tür auf, wenn der Bäcker just nicht hinsah, und versuchte sich zu erwärmen, indem es mit den Flügeln schlug.

Aber endlich wusste das Schwälbchen, dass es sterben müsse. Es hatte gerade noch so viel Kraft, um noch einmal auf die Schulter des Prinzen zu flattern. »Lebewohl, teurer Prinz!«, murmelte es. »Willst du mich deine Hand küssen lassen?«

»Ich bin froh, dass du endlich nach Ägypten gehst, kleines Schwälbchen!«, sagte der Prinz. »Du bist zu lange hier geblieben. Aber du musst mich auf die Lippen küssen, denn ich liebe dich!«

»Ich gehe nicht nach Ägypten«, sagte das Schwälbchen. »Ich gehe zum Haus des Todes. Der Tod ist der Bruder des Schlafes, nicht wahr?« Und das Schwälbchen küsste den glücklichen Prinzen auf die Lippen und fiel tot nieder zu seinen Füßen.

In diesem Augenblicke ertönte ein merkwürdiges Knacken in der Bildsäule, als ob etwas gebrochen sei. Tatsächlich war das bleierne Herz ganz entzweigesprungen. Der Frost war wirklich furchtbar streng ...

Früh am nächsten Morgen spazierte der Bürgermeister unten auf dem Platz in Gesellschaft der Stadträte. Als sie an der Säule vorüberkamen, sah er an der Statue hinauf.

»O du meine Güte«, sagte er. »Wie schäbig der glückliche Prinz aussieht!«

»Schrecklich schäbig!«, riefen die Stadträte, die immer mit dem Bürgermeister einer Meinung waren; und sie gingen hinauf, um die Sache näher in Augenschein zu nehmen.

»Der Rubin ist aus dem Schwertgriff herausgefallen, seine Augen sind fort, und die Vergoldung ist weg«, sagte der Bürgermeister. »Er sieht wirklich aus wie ein Bettler.«

»Ganz wie ein Bettler«, sagten die Stadträte.

»Und da liegt noch ein toter Vogel zu seinen Füßen«, fuhr der Bürgermeister fort. »Wir müssen wirklich einen Erlass herausgeben, dass Vögel hier nicht sterben dürfen.« Und der Stadtschreiber notierte sich die Anregung.

Und so wurde die Statue des glücklichen Prinzen von ihrer Säule heruntergenommen.

»Da sie nicht mehr schön ist, hat sie weiter keinen Zweck mehr«, sagte der Professor der Kunstgeschichte an der Universität.

Dann wurde die Statue in einem Ofen geschmolzen, und der Bürgermeister rief eine Ratssitzung ein, um zu entscheiden, was mit dem Metall zu geschehen habe. »Wir müssen natürlich eine andere Statue haben«, sagte er. »Und das soll mein Bildnis sein.«

»Mein Bildnis!«, sagte jeder der Stadträte, und sie gerieten in Streit. Als ich zuletzt von ihnen hörte, stritten sie noch immer.

»Wie merkwürdig«, sagte der Aufseher der Arbeiter beim Schmelzofen. »Dieses zerbrochene Herz will im Ofen nicht schmelzen. Wir müssen es wegwerfen.« So warfen sie es auf einen Misthaufen, wo das tote Schwälbchen auch schon lag.

»Bringe mir die beiden kostbarsten Dinge aus der Stadt«, sagte Gott zu einem seiner Engel. Und der Engel brachte ihm das bleierne Herz und den toten Vogel.

»Du hast gut gewählt«, sagte Gott. »Denn im Garten des Paradieses wird dieser kleine Vogel immerdar singen, und in meiner goldenen Stadt wird der glückliche Prinz mich preisen.«

DIE NACHTIGALL UND DIE ROSE

»Sie würde mit mir tanzen, hat sie gesagt, wenn ich ihr rote Rosen brächte!«, rief der junge Student. »Aber in meinem Garten ist keine rote Rose.«

Die Nachtigall hörte ihn aus ihrem Neste in der Steineiche, und sie guckte durch die Blätter und wunderte sich.

»Keine einzige rote Rose in meinem ganzen Garten!«, rief er aus, und seine schönen Augen füllten sich mit Tränen. »Ach, von welchen kleinen Dingen hängt das Glück zuweilen ab. Ich habe alles gelesen, was die weisen Männer geschrieben haben, alle Geheimnisse der Philosophie sind mir offenbar, und weil ich keine rote Rose habe, ist mein Leben verpfuscht.«

»Das ist endlich einmal ein treuer Liebhaber«, sagte die Nachtigall. »Jede Nacht habe ich von ihm gesungen, obwohl ich ihn nicht kannte. Nacht für Nacht habe ich seine Geschichte den Sternen erzählt, und nun sehe ich ihn von Angesicht. Sein Haar ist dunkel wie die blühende Hyazinthe, und seine Lippen sind rot wie die Rose seiner Wünsche. Aber die Leidenschaft hat seinem Gesicht die Farbe des bleichen Elfenbeins gegeben, und das Leid hat ihm sein Siegel auf die Stirn gedrückt.«

»Der Prinz gibt morgen Abend einen Ball«, murmelte der junge Student. »Und die, die ich liebe, wird dort sein. Wenn ich ihr eine rote Rose bringe, wird sie mit mir tanzen, bis der Mor-

gen anbricht. Wenn ich ihr eine rote Rose bringe, werde ich sie in meinen Armen halten, sie wird ihren Kopf an meine Schulter lehnen, und ihre Hand wird in meiner Hand liegen. Aber es gibt keine rote Rose in meinem Garten, und so werde ich einsam dasitzen, und sie wird an mir vorübergehen. Sie wird sich um mich nicht kümmern, und mein Herz wird brechen.«

»Das ist wirklich ein treuer Liebhaber«, sagte die Nachtigall. »Was ich singe, leidet er. Was Freude für mich ist, ist Schmerz für ihn. Die Liebe ist wirklich etwas Wunderbares. Sie ist kostbarer als Smaragden und wertvoller als der feinste Opal. Man kann sie nicht kaufen für Perlen und Granatäpfel, und sie ist auf dem Markt nicht zu haben. Sie ist den Händlern nicht feil, und sie kann auf der Goldwaage nicht gewogen werden.«

»Die Musikanten werden auf der Galerie sitzen«, sagte der Student. »Und sie werden die Saiten ihrer Instrumente streichen, und meine Geliebte wird tanzen, dass ihre Füße nicht den Boden berühren werden, und die Hofleute in den bunten Kleidern werden sich um sie drängen. Aber mit mir wird sie nicht tanzen, denn ich habe keine rote Rose für sie!« Und er warf sich ins Gras und vergrub sein Angesicht in den Händen und weinte.

»Warum weint er denn?«, fragte eine kleine Eidechse, die mit dem Schwänzlein in der Luft vorüberrannte.

»Warum weint er denn?«, sagte ein Schmetterling, der hinter einem Sonnenstrahl einhertanzte.

»Ja, warum wohl?«, flüsterte ein Gänseblümchen zu seinem Nachbar mit seiner weichen, tiefen Stimme.

»Er weint um eine rote Rose!«, sagte die Nachtigall.

»Um eine rote Rose?«, riefen alle. »Wie lächerlich!« Und die kleine Eidechse, die ein bisschen zynisch veranlagt war, lachte laut auf.

Aber die Nachtigall verstand den geheimnisvollen Kummer des armen Jungen, und sie saß schweigend in ihrem Baum und dachte über das Geheimnis der Liebe nach.

Plötzlich breitete sie ihre braunen Flügel zum Flug aus und erhob sich in die Luft. Sie flog wie ein Schatten durch den Hain und segelte wie ein Schatten durch den Garten.

In der Mitte des Grasplatzes stand ein schöner Rosenbaum, und als sie ihn erblickte, flog sie darauf zu und setzte sich auf einen Zweig.

»Gib mir eine rote Rose«, sagte sie. »Und ich will dir mein süßestes Lied singen.«

Aber der Baum schüttelte den Kopf.

»Meine Rosen sind weiß, so weiß wie der Schaum des Meeres und weißer als der Schnee auf den Bergen. Aber geh zu meinem Bruder, der um die alte Sonnenuhr wächst, vielleicht wird er dir geben, was du wünschst.«

So flog denn die Nachtigall zum Rosenstrauch, der sich um die alte Sonnenuhr rankte. »Gib mir eine rote Rose«, sagte sie. »Und ich will dir mein süßestes Lied singen.« Aber der Strauch schüttelte den Kopf.

»Meine Rosen sind gelb«, antwortete er. »So gelb wie das Haar der Meerjungfrau, die auf einem Bernsteinthron sitzt, und gelber als die Narzissen, die auf den Wiesen blühen, bevor der Schnitter kommt mit seiner Sense. Aber geh zu meinem Bruder, der unter dem Fenster des Studenten steht, vielleicht wird er dir geben, was du wünschst.«

Da flog die Nachtigall zum Rosenstrauch, der unter dem Fenster des Studenten wuchs.

»Gib mir eine rote Rose«, sagte sie. »Und ich will dir mein süßestes Lied singen.«

Aber der Strauch schüttelte den Kopf.

»Meine Rosen sind rot«, sagte er. »So rot wie die Füße der Taube und röter als die korallinen Fächer, die die Meerflut in tiefer Höhle auf und nieder bewegt. Aber der Winter hat meine Adern erstarrt, und der Frost hat meine Knospen geknickt, und der Sturm hat meine Zweige gebrochen, und so werde ich dieses Jahr keine Rosen mehr tragen.«

»Eine rote Rose ist alles, was ich haben will«, sagte die Nachtigall. »Eine einzige rote Rose. Gibt es denn keine Mittel, mir sie zu verschaffen?«

»Es gibt ein Mittel«, antwortete der Rosenstrauch. »Aber es ist so schrecklich, dass ich kaum wage, es zu sagen.«

»Sag es mir nur«, sagte die Nachtigall. »Ich fürchte mich nicht.«

»Wenn du eine rote Rose haben willst«, sagte der Strauch, »so forme sie aus Tönen im Licht des Mondes und färbe sie mit deinem eigenen Herzblut. Du musst mir dein Lied singen, indes ein Dorn sich in deine Brust drückt. Die ganze Nacht musst du singen für mich, und der Dorn muss dein Herz durchbohren. Und dein Lebensblut muss durch meine Adern fließen und mein werden.«

»Der Tod ist ein hoher Preis für eine rote Rose«, rief die Nachtigall. »Und das Leben ist allen teuer. Es ist so schön, im grünen Walde zu sitzen und zu sehen, wie die Sonne im goldenen Wagen herauffährt und wie der Mond kommt mit seiner Perlenkutsche. Süß sind die Glockenblumen, die im Wald versteckt sind, und das Heidekraut, das auf dem Hügel blüht. Aber die Liebe ist mehr als das Leben, und was ist das Herz eines Vogels im Vergleich zu dem Herzen eines Menschen!«

Und so breitete sie die braunen Flügel zum Fluge aus und erhob sich in die Luft. Sie flog wie ein Schatten durch den Garten und segelte wie ein Schatten durch den Hain.

Der junge Student lag noch immer im Gras, wo sie ihn verlassen hatte, und die Tränen waren in seinen schönen Augen noch nicht getrocknet.

»Sei glücklich!«, rief die Nachtigall. »Du sollst deine rote Rose haben. Ich will sie formen aus Tönen im Licht des Mondes, und mit meinem eigenen Herzblut will ich sie färben. Alles, was ich von dir dafür verlange, ist, dass du ein treuer Liebhaber wirst, denn die Liebe ist weiser als die Philosophie, so weise diese sein mag und mächtiger als die Macht, so

mächtig diese sein mag. Flammenfarbig sind ihre Flügel, und von der Farbe der Flamme ist ihr Leib. Ihre Lippen sind süß wie Honig, und ihr Atem ist gleich Weihrauch.«

Der Student blickte auf und hörte zu, aber er konnte nicht verstehen, was die Nachtigall ihm sagte, denn er wusste nur die Dinge, die in den Büchern geschrieben stehen.

Aber der Eichbaum verstand jedes Wort und wurde sehr traurig, denn er liebte die kleine Nachtigall, die ihr Nest in seinen Zweigen gebaut hatte.

»Sing mir noch ein letztes Lied«, flüsterte er. »Ich werde sehr einsam sein, wenn du fort bist.«

So sang denn die Nachtigall dem Eichbaum, und ihre Stimme war dem Wasser gleich, das aus silberner Vase sprudelt.

Als sie ihr Lied geendet hatte, stand der Student auf und zog ein Notizbuch und einen Bleistift aus der Tasche.

»Sie hat Technik«, sagte er zu sich selbst, als er aus dem Hain schritt. »Das ist unleugbar; aber hat sie auch Gefühl? Ich glaube kaum. Sie gleicht den meisten Künstlern: Alles ist Stil, kein wahres Gefühl. Sie würde sich für andere nicht opfern. Sie denkt ausschließlich an ihre Musik und jeder mann weiß, dass die Künste egoistisch sind. Aber man muss zugeben, dass sie einige schöne Töne in der Kehle hat. Jammerschade, dass sie keinen tieferen Sinn haben und praktisch nichts bedeuten!« Und er ging in sein Zimmer und legte sich auf sein schmales Feldbett und begann über seine Liebe nachzudenken; und nach kurzer Zeit schlief er ein.

Und als der Mond am Himmel stand, flog die Nachtigall zum Rosenstrauch und drückte ihre Brust gegen den Dorn. Die ganze Nacht sang sie, den Dorn in ihrer Brust, und der kalte, kristallene Mond beugte sich herab und lauschte. Die ganze Nacht sang sie, und der Dorn drang immer tiefer in ihre Brust, und ihr Lebensblut verebbte immer mehr und mehr.

Sie sang zuerst von der Geburt der Liebe im Herzen eines Jünglings und eines Mädchens. Und auf dem obersten Zweig

des Rosenstrauches erblühte eine wunderbare Rose, und Blatt fügte sich an Blatt wie Ton an Ton. Sie war bleich zuerst wie der Nebel, der über dem Fluss hängt, bleich wie die Füße des Morgens und silbern wie die Schwingen der Dämmerung. Wie der Schatten einer Rose in einem Silberspiegel, wie der Schatten einer Rose in einem Teich, so war die Rose, die da erblühte am obersten Zweig des Rosenstrauches.

Aber der Strauch rief der Nachtigall zu, den Dorn tiefer einzudrücken. »Drücke ihn tiefer, kleine Nachtigall«, rief der Strauch. »Sonst kommt der Tag, ehe die Rose vollendet ist.«

So drückte die Nachtigall den Dorn tiefer in ihre Brust, und lauter und lauter erscholl ihr Lied, denn sie sang von der Geburt der Leidenschaft in der Seele eines Mannes und einer Jungfrau.

Und ein zarter Hauch von Rot kam über die Blätter der Rose, wie die Wange des Bräutigams sich rötet, wenn er die Lippen der Braut küsst. Aber der Dorn hatte ihr Herz noch nicht erreicht, und so blieb das Herz der Rose weiß, denn nur das Herzblut einer Nachtigall gibt dem Herzen der Rose das tiefe Rot.

Und der Strauch rief der Nachtigall zu, den Dorn tiefer einzudrücken. »Drück ihn tiefer, kleine Nachtigall«, rief der Strauch. »Sonst kommt der Tag, ehe die Rose vollendet ist.«

Da drückte die Nachtigall den Dorn tiefer in ihre Brust, und der Dorn berührte ihr Herz, und sie fühlte den heftigen Stich eines Schmerzes. Der Schmerz war groß, und wilder und wilder wurde ihr Gesang, denn sie sang von der Liebe, die der Tod vollendet, von der Liebe, die im Grabe nicht stirbt.

Und die wunderbare Rose wurde rot wie die Rose des Ostens. Rot war der Kranz der Blätter, und rot wie ein Rubin war ihr Herz.

Aber die Stimme der Nachtigall wurde schwächer, und ihre kleinen Flügel begannen zu schlagen, und ein Schleier

legte sich über ihre Augen. Schwächer und schwächer wurde ihr Gesang, und sie fühlte, wie sie etwas in der Kehle würgte.

Dann brach noch einmal das Lied aus ihr hervor. Der weiße Mond hörte es und vergaß die Dämmerung und verharrte am Himmel. Die rote Rose hörte es, und alle ihre Blätter zitterten vor Wonne und öffneten sich der kalten Morgenluft. Das Echo trug es in seine purpurne Höhle auf den Hügeln und weckte die schlafenden Schläfer aus ihren Träumen. Es schwebte durch das Schilf am Fluss, und das Schilf gab die Botschaft weiter bis zum Meer.

»Schau, schau«, rief der Strauch. »Jetzt ist die Rose vollendet.« Aber die Nachtigall gab keine Antwort, denn sie lag tot im hohen Gras mit dem Dorn in ihrem Herzen.

Um Mittag öffnete der Student sein Fenster und blickte hinaus.

»Welch ein seltsames Glück«, rief er. »Da ist ja eine rote Rose. Ich habe in meinem ganzen Leben keine ähnliche Rose gesehen. Sie ist so schön, dass sie sicher einen langen lateinischen Namen hat.« Und er lehnte sich zum Fenster hinaus und pflückte sie.

Dann setzte er sich den Hut auf und rannte hinüber zum Haus des Professors, mit der Rose in der Hand.

Des Professors Töchterlein saß im Torweg und wand blaue Seide auf eine Haspel, und ihr kleiner Hund lag zu ihren Füßen.

»Sie sagten mir, dass Sie mit mir tanzen würden, wenn ich Ihnen eine rote Rose brächte«, sagte der Student. »Hier ist die schönste rote Rose der ganzen Welt. Sie werden sie heute Nacht an Ihrem Herzen tragen, und wenn wir zusammen tanzen, wird sie Ihnen sagen, wie sehr ich Sie liebe.«

Aber das junge Mädchen runzelte die Stirne. »Ich glaube nicht, dass die Rose zu meiner Toilette passen wird«, antwortete sie. »Und überdies hat mir der Neffe des Kammer-

herrn einige echte Juwelen geschickt, und jedermann weiß, dass Juwelen mehr kosten als Blumen.«

»Sie sind wirklich höchst undankbar, auf mein Wort!«, sagte der Student ärgerlich und warf die Rose auf die Straße, wo sie in die Gosse fiel, und ein Karrenrad fuhr darüber hinweg.

»Undankbar?«, sagte das Mädchen. »Sie gebrauchen starke Ausdrücke, mein Herr. Und überdies, wer sind Sie denn eigentlich? Nur ein Student. Ich glaube nicht einmal, dass Sie silberne Schnallen an Ihren Schuhen haben wie der Neffe des Kammerherrn.« Und sie stand von ihrem Stuhl auf und ging ins Haus.

»Die Liebe ist doch ein dummes Ding«, sagte der Student, als er heimging. »Sie ist nicht halb soviel nütze als die Logik, denn sie beweist nichts und erzählt einem immer Geschichten von Dingen, die doch nicht eintreffen und macht einen an Dinge glauben, die doch nicht wahr sind. Alles in allem ist sie sehr unpraktisch, und heutzutage heißt praktisch sein alles. Ich kehre daher zur Philosophie zurück und werde Metaphysik studieren.«

So ging er denn auf sein Zimmer und suchte ein dickes, verstaubtes Buch hervor und begann zu lesen.

DER SELBSTSÜCHTIGE RIESE

Jeden Nachmittag pflegten die Kinder, wenn sie aus der Schule kamen, in den Garten des Riesen zu gehen und dort zu spielen.

Es war ein großer, schöner Garten mit weichem grünen Gras. Da und dort im Gras standen schöne Blumen gleich Sternen, und zwölf Pfirsichbäume waren da, die im Frühling

zarte, rot-weiße Blüten trugen und im Herbst von Früchten schwer waren. Die Vögel saßen auf den Bäumen und sangen so süß, dass die Kinder zuweilen im Spielen innehielten, um ihnen zuzuhören. »Wie glücklich wir doch sind!«, riefen sie einander zu.

Eines Tages kam der Riese zurück. Er hatte seinen Freund, den Menschenfresser, in Cornwall besucht und war bei ihm sieben Jahre lang geblieben. Als die sieben Jahre um waren, hatte er ihm alles gesagt, was er ihm zu sagen hatte, denn sein Konversationstalent war beschränkt, und so beschloss er denn, auf sein Schloss zurückzukehren. Als er ankam, sah er die Kinder im Garten spielen.

»Was treibt ihr hier?«, rief er höchst verdrießlich. Und die Kinder liefen davon. »Mein Garten ist mein Garten«, sagte der Riese. »Das muss jedermann einsehen, und ich allein darf drin spielen.« So baute er eine hohe Mauer um den Garten und pflanzte eine Warnungstafel auf.

Das Betreten des Gartens
ist bei Strafe verboten!

Es war eben ein sehr selbstsüchtiger Riese.

Die armen Kinder wussten nun nicht, wo sie spielen sollten. Sie versuchten, auf der Straße zu spielen, aber die Straße war sehr staubig und voll harter Steine, und das liebten sie nicht. Sie wanderten um die hohe Mauer herum, wenn die Schule aus war und sprachen über den schönen Garten, der dahinter lag. »Wie glücklich waren wir da!«, sagten sie.

Dann kam das Frühjahr, und im ganzen Land waren kleine Blüten und Vögel. Nur im Garten des egoistischen Riesen war immer noch Winter. Die Vögel hatten keine Lust, darin zu singen, da keine Kinder da waren, und die Bäume vergaßen zu blühen. Einmal steckte allerdings eine schöne Blume

ihr Köpfchen aus dem Gras. Als sie aber die Warnungstafel sah, taten ihr die Kinder so leid, dass sie in die Erde zurückschlüpfte und schlafen ging. Die einzigen Leute, die zufrieden waren, waren der Schnee und der Frost. »Der Frühling hat den Garten vergessen«, riefen sie. »So werden wir das ganze Jahr leben!« Der Schnee bedeckte das Gras mit seinem großen weißen Mantel, und der Frost malte alle Bäume silberfarben. Dann luden sie den Nordwind ein, zu ihnen zu kommen, und er kam. Er war ganz in Pelze gewickelt und schrie den ganzen Tag im Garten herum und blies die Schornsteine von den Häusern. »Hier ist gut sein«, sagte er. »Wir müssten den Hagel auch einladen, uns zu besuchen.« So kam der Hagel. Jeden Tag drei Stunden lang rasselte er auf dem Dach des Hauses, bis er die meisten Dachziegel zerbrochen hatte, und dann lief er im Garten herum, so rasch er konnte. Er war ganz grau gekleidet, und sein Atem war wie Eis.

»Ich verstehe nicht, warum der Frühling so spät kommt«, sagte der selbstsüchtige Riese, der am Fenster saß und in seinen kalten, weißen Garten hinausblickte. »Ich hoffe, das Wetter wird sich bald ändern!«

Aber der Frühling kam nicht und der Sommer auch nicht. Der Herbst bescherte jedem Garten goldene Früchte, aber dem Garten des Riesen gab er keine. »Er ist zu selbstsüchtig«, sagte der Herbst. So war es dort denn immer Winter, und der Nordwind, der Hagel und der Schnee tanzten unter den Bäumen umher.

Eines Morgens lag der Riese wach in seinem Bett, als er eine wunderbare Musik hörte. Es klang so süß an sein Ohr, dass er glaubte, des Königs Musikanten zögen vorüber. Es war aber nur ein Hänfling, der draußen vor dem Fenster sang. Doch es war so lange her, dass er einen Vogel in seinem Garten hatte singen hören, dass ihm die Stimme des Hänflings klang wie die schönste Musik der Welt. Dann hörte der Hagel auf, über seinem Kopfe zu tanzen, und der Nordwind brüllte nicht

mehr, und ein wunderbarer Duft drang durchs offene Fenster zu ihm. »Ich glaube, der Frühling kommt endlich!«, sagte der Riese. Und er sprang aus dem Bette und sah hinaus.

Was sah er da?

Da sah er etwas Wunderbares. Durch ein kleines Loch in der Mauer waren die Kinder in den Garten geschlüpft, und nun saßen sie in den Zweigen der Bäume. In jedem Baum, den er sehen konnte, saß ein kleines Kind. Und die Bäume waren so glücklich, die Kinder wiederzuhaben, dass sie sich mit Blüten bedeckt hatten und ihre Arme über den Köpfen der Kinder sanft hin und her bewegten. Die Vögel flogen umher und zwitscherten voll Entzücken, und die Blumen guckten durch das grüne Gras und lachten. Es war ein entzückender Anblick. Nur in einem Winkel des Gartens war noch Winter. Es war die entfernteste Ecke des Gartens, und dort stand ein kleiner Bub. Er war so klein, dass er die Zweige des Baumes nicht erreichen konnte, und so ging er um den Stamm herum und weinte bitterlich. Der arme Baum war noch ganz bedeckt mit Schnee und Eis, und der Nordwind blies und brüllte um ihn her. »Klettere herauf, kleiner Bub«, sagte der Baum und bog seine Zweige, so tief er konnte. Aber der Bub war zu klein.

Und des Riesen Herz schmolz, als er hinaussah. »Wie selbstüchtig ich doch gewesen bin!«, sagte er. »Nun weiß ich, warum der Frühling nicht kommen wollte. Ich will den armen, kleinen Buben auf die Spitze des Baumes setzen, und dann will ich die Mauer niederreißen, und mein Garten soll für ewige Zeiten ein Spielplatz sein.« Es tat ihm wirklich leid, dass er so selbstüchtig gewesen war.

So schlich er denn die Treppe hinunter und öffnete ganz leise die Haupttür und ging in den Garten hinaus. Als ihn aber die Kinder erblickten, erschrakten sie so, dass sie alle davonrannten, und gleich war wieder Winter im Garten. Nur der kleine Bub lief nicht fort, denn seine Augen waren so

voll Tränen, dass er den Riesen nicht kommen sah. Und der Riese stahl sich leise hinter ihn und nahm ihn sanft in seine Hand und setzte ihn auf den Baum hinauf. Und mit einem Male bedeckte sich der Baum mit Blüten, und die Vögel kamen und sangen, und der kleine Bub streckte seine beiden Arme aus, schlang sie um des Riesen Hals und küsste ihn. Und als die anderen Kinder sahen, dass der Riese gar nicht mehr böse sei, kamen sie zurückgelaufen, und mit ihnen kam der Frühling. »Das ist nun euer Garten, liebe Kinder!«, sagte der Riese und nahm eine große Axt und schlug die Mauer nieder. Und als die Leute mittags zum Markt gingen, sahen sie, wie der Riese mit den Kindern in seinem Garten spielte, und der Garten war der schönste der Welt.

Den ganzen Tag spielten sie, und am Abend kamen sie zum Riesen, um ihm Lebewohl zu sagen.

»Wo ist aber euer kleiner Gefährte«, sagte er. »Der Bub, den ich den Baum hinaufgehoben habe?« Der Riese liebte ihn am meisten, weil er ihn geküsst hatte.

»Das wissen wir nicht«, sagten die anderen Kinder. »Er ist fortgegangen!«

»Ihr müsst ihm sagen, dass er ja sicher morgen wiederkommt.« Aber die Kinder sagten, dass sie nicht wüssten, wo er wohne, und dass sie ihn nie vorher gesehen hätten. Und da wurde der Riese sehr traurig.

Jeden Nachmittag, wenn die Schule aus war, kamen die Kinder und spielten mit dem Riesen. Aber der kleine Bub, den der Riese liebte, wurde nicht mehr gesehen. Der Riese war sehr nett zu allen Kindern, aber doch sehnte er sich nach seinem ersten kleinen Freunde und sprach oft von ihm. »Wie gerne möchte ich ihn sehen!«, pflegte er zu sagen.

Jahre gingen vorüber, und der Riese wurde sehr alt und schwach. Er konnte nicht mehr herumtollen, und so saß er in seinem riesigen Lehnstuhl, schaute den Kindern bei ihren Spielen zu und bewunderte seinen Garten. »Ich habe viele

schöne Blumen«, sagte er. »Aber die Kinder sind doch die schönsten Blumen von allen.«

Eines Wintermorgens sah er aus seinem Fenster, als er sich gerade anzog. Er hasste jetzt den Winter nicht, denn er wusste, dass der Frühling schlief und dass die Blumen ihm blieben. Plötzlich rieb er sich ganz verwundert die Augen und schaute und schaute. Was er sah, war wirklich höchst wunderbar. In der fernsten Ecke des Gartens stand ein Baum, ganz bedeckt mit herrlichen weißen Blüten. Seine Zweige waren aus eitel Gold, und silberne Früchte hingen an ihnen nieder, und darunter stand der kleine Bub, den er so geliebt hatte.

Der Riese lief in großer Freude die Treppen hinunter und hinaus in den Garten. Er eilte durch das Gras und näherte sich dem Kind. Aber als er ganz nahe gekommen war, wurde sein Gesicht ganz rot vor Wut, und er sagte: »Wer hat gewagt, dich zu verwunden?« Denn in den Handtellern des Kindes waren die Male von zwei Nägeln, und die Male von zwei Nägeln waren auf den kleinen Füßen.

»Wer hat gewagt, dich zu verwunden?«, schrie der Riese. »Sag es mir, und ich nehme ein großes Schwert und haue ihn nieder!«

»Nein«, antwortete das Kind. »Denn dies sind die Wunden der Liebe.«

»Wer bist du?«, sagte der Riese, und ein seltsames Weh befiel ihn, und er kniete vor dem kleinen Kinde nieder.

Und das Kind lächelte und sagte: »Du hast mich einmal in deinem Garten spielen lassen, heute sollst du mit mir kommen in meinen Garten, und das ist das Paradies.«

Und als die Kinder nachmittags in den Garten liefen, fanden sie den Riesen tot unter dem Baum, ganz bedeckt mit weißen Blüten.

DER TREUE FREUND

Eines Morgens steckte die alte Wasserratte den Kopf aus dem Loch. Sie hatte glänzende Kugeläuglein und einen grauen, borstigen Backenbart, und ihr Schwanz war wie ein langes Stück schwarzes Gummi. Die kleinen Enten schwammen gerade im Teich herum und sahen aus wie eine Gesellschaft gelber Kanarienvögel, und ihre Mutter, die ganz weiß war mit echten roten Füßen, versuchte ihnen beizubringen, wie man auf dem Kopf im Wasser stehen könne.

»Ihr werdet nie in die feine Gesellschaft kommen, wenn ihr nicht auf dem Kopfe stehen könnt«, sagte sie ihnen. Und von Zeit zu Zeit zeigte sie ihnen, wie es gemacht werden müsse. Aber die kleinen Entlein gaben nicht acht darauf. Sie waren so jung, dass sie noch nicht wussten, wie vorteilhaft es ist, in der feinen Gesellschaft zu verkehren.

»O die ungehorsamen Rangen!«, schrie die alte Wasserratte, »Die verdienen wirklich zu ersaufen!«

»Nicht doch«, antwortete die Ente. »Aller Anfang ist schwer, und Eltern können nie geduldig genug sein.«

»Ach, ich verstehe nichts von elterlichen Gefühlen«, sagte die Wasserratte. »Ich bin kein Familienmensch. Ich war nie verheiratet und habe gar keine Lust, es je zu sein. Die Liebe ist ja in ihrer Art eine ganz nette Sache, aber die Freundschaft steht viel höher. Ich kenne nichts in der Welt, was edler und seltener ist als eine treue Freundschaft.«

»Und wie, bitte, stellen Sie sich die Pflichten einer treuen Freundschaft vor?«, fragte ein grüner Hänfling, der in der Nähe auf einem Weidenbaum saß und dem Gespräch zugehört hatte.

»Ja, das möchte ich eigentlich auch ganz gerne wissen«, sagte die Ente. Und sie schwamm fort zum Ende des Teiches und stellte sich auf den Kopf, um den Kindern ein gutes Beispiel zu geben.